

# Notizen zur Kultur des Engadins

Autor(en): **Arquint, Jachen Curdin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie**

Band (Jahr): **59 (1967)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-920998>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

haben im Laufe der Jahrzehnte Val Sinestra weithin einen gefestigten Ruf verschafft. Er stützt sich auf die Bade- und Trinkkur, aber auch auf die wundertätige Wirkung der völligen Abgeschlossenheit von der Turbulenz und den Tücken unserer herzfarktgesegneten Industriegesellschaft. Hand in Hand mit der Heilung und Erneuerung des Körpers geht in Val Sinestra die Erquickung der Seele einher, gehen die stillen Wege doch talein- und auswärts hin zu den frei sich öffnenden Alpweiden und in die Dörfer draussen am lichten Talhang, wo der romanische Laut noch so sicher beheimatet

ist wie die bergbäuerliche Hantierung, nach Sent, Vnà und Tschlin. Hier findet der aufmerksam lauschende und verständnisvoll betrachtende Gast noch erhalten, was andernorts im Tal des Inn sehr gefährdet oder schon dahingegangen ist: Sprache und Brauchtum des seit Jahrhunderten weitgehend auf sich selbst gestellten, von Andersartigem umgebenen und bedrängten Bergvölkchens der Rätoromanen, deren zahlenmässiger Anteil am Schweizerischen Vaterlande unter eins vom Hundert gesunken ist. Wo werden wir in hundert Jahren stehen?

## NOTIZEN ZUR KULTUR DES ENGADINS

Jachen Curdin Arquint, Chur

DK 930.8 (494.261.4)



Bild 92 Beim Engadinerhaus sind die hübschen Erker und die Hängengelken — die hellrocafärbenen Engadinerkelken — besonders charakteristisch.

In jeder Sprache begegnet man Wörtern, deren Wiedergabe in einer andern Sprache auf besondere Schwierigkeiten stösst. Eine bequeme, wörtliche Entsprechung fehlt, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als sich mit einer mehr oder weniger glücklich formulierten Umschreibung zu begnügen. Umschreibend muss man versuchen, beim Zuhörer oder beim Leser annähernd dasselbe Bild zu erzeugen, dieselben Empfindungen zu wecken, dieselbe Atmosphäre zu schaffen, die dem wiederzugebenden Wort eigen sind. Fürwahr, ein nicht ganz einfaches Unterfangen! Denn gerade bei diesen, der simplen Uebersetzung, der Substitution, widerstrebenden Wörtern handelt es sich oft um typische Gebilde, um Ausdrücke, die das Besondere, das Wesenhafte, ja vielleicht das Einmalige einer Kultur in sich bergen.

Die Ambiance eines solch «schwierigen» Wortes gestattet oft eine erste, eindruckliche Kontaktnahme mit dem Geist eines Volkes.

In diesem Sinn sei das nun folgende Beispiel verstanden. Wenn der Engadiner, in einer Gegend, in einem Dorf, in einer Gasse, in einem Haus die Empfindung hat, die Gegend, das Dorf, die Gasse, das Haus «lebten» nicht, dann verwendet er in seiner romanischen Muttersprache den

Ausdruck «suldüm» etwa in der Verbindung «que es (das ist) üna suldüm». Dasselbe Wort in derselben Fügung wird auch dann häufig verwendet, wenn man andeuten will, ein Mensch fühle sich allein, verlassen, vereinsamt. — Die so skizzierte Umschreibung des Ausdrucks «suldüm» ergäbe ein falsches Bild, würde man nicht gleich hinzufügen, es fehle dem Engadinerromanischen andererseits ein Ausdruck, mit welchem er die positive Seite des Alleinseins umschreiben kann, ähnlich etwa dem deutschen «Einsamkeit», dem französischen «solitude», dem italienischen «solitudine». So gesehen ist das Wort «suldüm» als Ausdruck einer besonderen Geisteshaltung nicht weniger typisch als etwa ein Platz oder eine Gasse im Engadinerdorf, auf welche jeder Hausbewohner, an seinem Stubenfenster, oder in seinem Erker sitzend, hinausblicken kann, ohne sich auch nur im mindesten vom draussen sich abspielenden Leben abgeschlossen zu fühlen. Es wird zu einer Wortschöpfung, die auf ausgeprägte Hinwendung zum Mitmenschen deutet, auf Freude am Miterleben, auf starke Bindung an die Gemeinschaft; ja es stellt sogar die Gemeinschaft und das Erleben dieser Gemeinschaft in all ihren Bereichen, in der Landschaft, im Tal, im Dorf, in der Familie, als etwas hin, ohne das der Mensch sich verlassen fühlen müsse.

Und tatsächlich! Was diese Wortschöpfung als so wichtig, als so zentral darstellt, das tritt einem — natürlich neben einer Vielfalt von weiteren Elementen — sozusagen als Leitmotiv in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Engadins seit der literarisch überblickbaren Zeit entgegen.

Eine erste, vorwiegend politisch-religiös gefärbte Periode ist durch zwei bedeutende geschichtliche Ereignisse entscheidend geprägt, durch die Struktur der politischen Gemeinwesen und durch die Reformation. Der Beginn dieser Periode wäre ungefähr mit dem 16. Jahrhundert anzusetzen, doch gehen die Wurzeln dazu auf frühere Entwicklungen zurück.

Der Schwabenkrieg hatte 1499 mit dem Sieg der Bündner an der Calven geendet. 1512 hatten bündnerische Truppen das Veltlin, Bormio und die drei Plevien Sorico, Domaso und Gravedona am oberen Ende des Comersees besetzt. In dieser Weise hatte die 1367 mit der Gründung des Gotteshausbundes in die Wege geleitete bündnerische Selbständigkeit auch nach aussen hin ihre Bewährungsprobe bestanden. Der Selbständigkeits- und Erstarkeprozess im Innern war durch eine Zeit der wirtschaftlichen Blüte begünstigt. Mit der straffen Organisation der «Porten», eigentlichen Genossenschaften mit genau geregelter Transportmonopol, hatten sich die Dörfer gute Einnahmen aus dem Transit und aus den von ihm lebenden Gewerben gesichert. Der Geist, der zu jener Zeit das Tal beherrschte,

das erstarkende Selbstbewusstsein der Dorfgemeinden, äussert sich in der zwischen den Jahren 1478 und 1522 sozusagen das ganze Engadin erfassenden Kirchenbautätigkeit. Kirche um Kirche wird erweitert, neu gebaut. Die Gemeinde Guarda stellt am 18. Februar 1497 den Antrag zur Separation von der Grosspfarrei Ardez und erklärt, dass sie aus eigenen Mitteln eine Kapelle errichtet habe. Wie in diesem Fall auf kirchlichem Gebiet, so streben die Engadiner Dorfgemeinden auch auf politischem Gebiet grössere Eigenständigkeit gegenüber dem nächsthöheren Verband, der Gerichtsgemeinde, an. 1538 und 1543 erfolgt die Aufteilung des Territoriums der alten Oberengadiner Gesamtgemeinde unter die elf Dorfgemeinden. Zwei Jahre danach besitzen die elf Dorfgemeinden das Recht auf eigene Statuten. Die Engadiner Dorfgemeinden werden so nach und nach zu Gemeinwesen mit umfassender Selbstverwaltung. Damit unterscheiden sie sich von den Dorfschaften und Nachbarschaften im übrigen Gebiet des Freistaates der Drei Bünde, die vor allem als Wirtschaftsverbände anzusehen sind. — Der einzelnen Dorfgemeinde des Engadins steht eine, wie es scheint, in eigenständiger Entwicklung entstandene Kollegialbehörde vor, die «cuvis», die Dorfmeister. Die Zahl der in dieses Kollegium gewählten schwankt von zwei bis sechs, je nach innerer Struktur der einzelnen Gemeinde. Ihren «cuvis» delegieren die Gemeindeglieder die vielfältigsten Kompetenzen. Diese reichen von der Gemeindeordnung im allgemeinen zum Rechnungswesen, zur Kommerzialordnung mit Festsetzung der Preise und Schatzung der Waren. Sie betreffen im weitern die Fluorordnung, die Waldordnung, die niedere Polizei, die kirchliche Ordnung und schliesslich auch richterliche Befugnisse und sogar die Legiferierung. Die vorwiegend landwirtschaftliche Betätigung der Bevölkerung verlangte in Verwaltung und

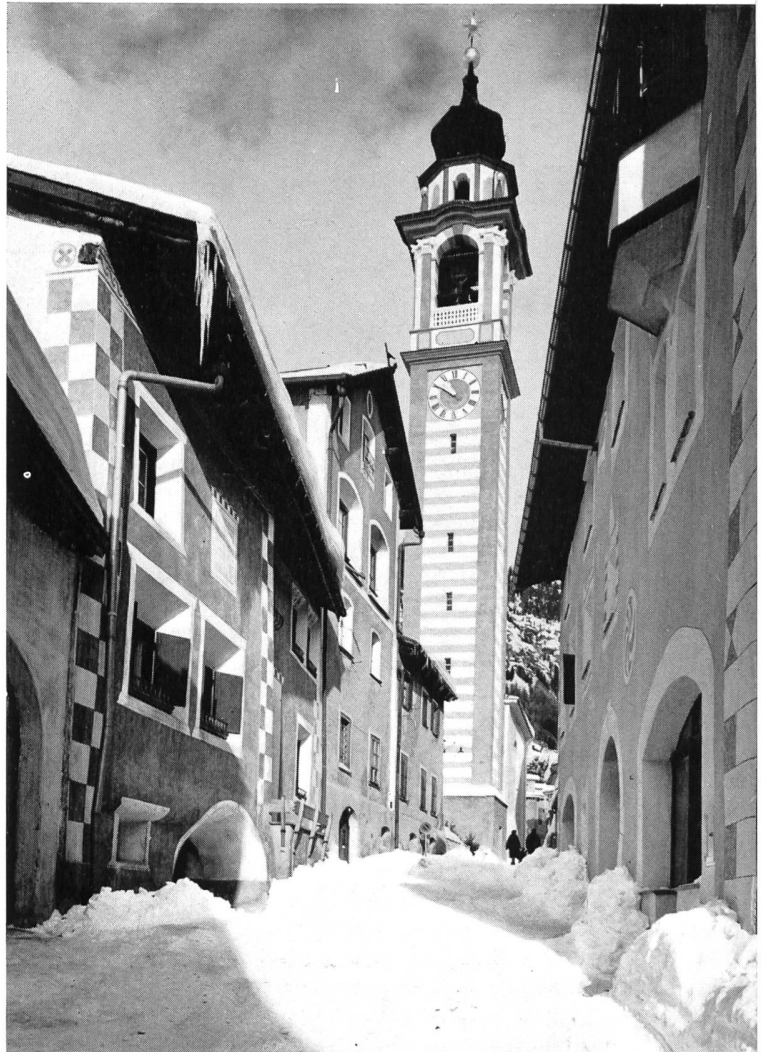


Bild 93 Textseite aus einem alten romanischen Gerichtsdokument.

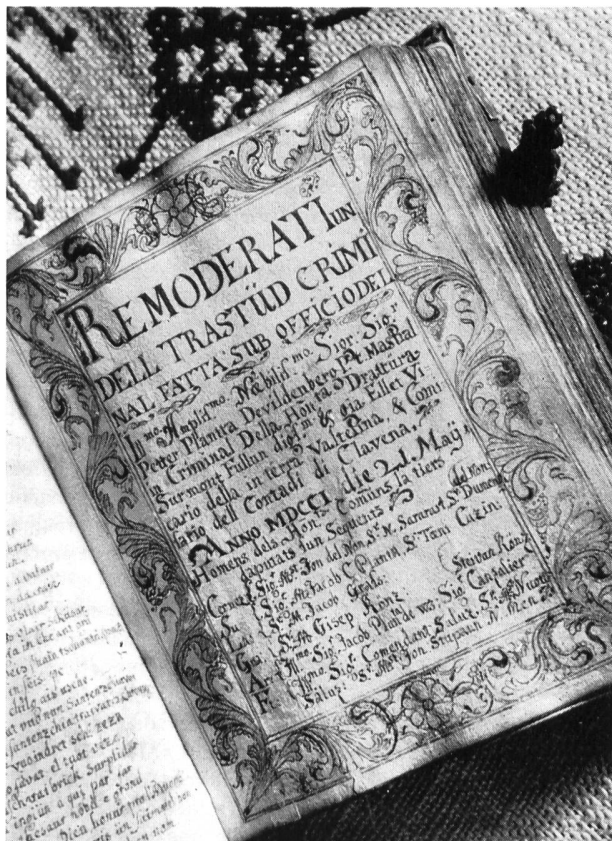


Bild 94 Alte Engadinerhäuser in der Dorfgasse Crapun und der besonders grazile, kürzlich in seiner ursprünglichen Gestaltung renovierte barocke Kirchturm von Samedan, dem Hauptort des Oberengadins.

Legiferierung eine ständige Beschäftigung mit der Stellung des Einzelnen in der Gemeinschaft. Dies erstaunt nicht, wenn man sich an die Vielzahl von Arbeiten erinnert, für die nur gemeinschaftliche Lösungen und Ordnungen denkbar waren: die Oeffnung und Reinigung der Bewässerungsanlagen, der Unterhalt von Wegen, Strassen und Wuhren, die Freigabe der einzelnen Wiesenkomplexe für die Mahd, die Versorgung mit Heu in Jahren, die eine schlechte Ernte aufwiesen, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. So musste von Fall zu Fall das Freiheitsrecht des Einzelnen gegenüber dem Interesse der Gemeinschaft abgewogen werden. Und, so will es scheinen, man muss mindestens sehr oft dem Interesse der Gemeinschaft das grössere Gewicht zu. — Die einzelnen Dorfstatuten, in die wir heute Einblick haben, — es sind deren sehr viele — werden so zu Zeugen der damaligen Eingliederung des Einzelnen in die Gemeinschaft, aber auch zu Zeugen der Leistung Einzelner in der Verwaltung und für die Entwicklung der Gemeinwesen. Doch darf nicht nur diese Seite beachtet werden. Die ladinischen Redaktionen dieser Statuten, die zur Hauptsache im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts entstehen, sind zum Teil, so zum Beispiel das Statut von Samedan aus dem Jahr 1668, bemerkenswerte sprachliche und systematische Leistungen.

Neben dieser sozusagen eigenständigen inneren Er-starkung kommt nun — ebenfalls im 16. Jahrhundert — von aussen her die Einwirkung jener zwei grossen Strömungen der europäischen Geistesgeschichte, des Humanismus und der Reformation. Ihr Samen fiel auf einen in seiner Art fruchtbaren Boden.

Zunächst der Humanismus mit seinem wachen Interesse an Geschichte, mit seinen zur Nachahmung anfeuernden Vorbildern. Sein berühmtester Vertreter ist ohne Zweifel Simon Lemnius Mercatorius, um 1511 auf dem Hof Guad bei Sta. Maria im Münstertal geboren. Er verherrlicht in seiner «Raeteis», einem lateinischen Epos in klassischer Manier, rätischen Heldenmut und rätische Tapferkeit im Kampf gegen die österreichischen Angreifer. So wird er zum Hero der eben erlangten bündnerischen Freiheit. Neben ihm sind zu nennen Marcus Tadius aus Zernez und Colani aus Chamuesch. Der Reformator Durich Chiampel aus Susch macht sich in vorgerücktem Alter an die Landesbeschreibung und an die Geschichte Rätiens. Dem Rat des Zürcher Theologen und Historikers Josias Simmler folgend, verfasst er beide Werke in lateinischer Sprache. Das gewaltige Material, das er mit dem Forschungseifer des Humanisten in kurzer Zeit zusammenträgt und in seinen zwei Werken verarbeitet, lässt ihn zum Wegbereiter bündnerischer Geschichtsschreibung werden.

Für die kulturelle Entwicklung des Engadins jedoch ist der Humanismus, der eine dünne Oberschicht, die Gelehrten jener Zeit, erfasst, und der sich des Lateinischen bedient, weniger prägend als die Reformation mit ihrer Hinwendung zu allen Volksschichten und mit ihrer Neueinschätzung der Muttersprache.

Zwar hatte der Engadiner Staatsmann und Humanist

Bild 95 Titelblatt der im Idiom des Unterengadins übersetzten Bibel aus dem Jahre 1679



Gian Travers 1527 ein politisches Kampflied in romanischer Sprache verfasst, «um seine Mitbürger zu erfreuen und um nicht müßig zu sein», wie er es bezeugt, doch in der Tat wohl eher um seine Politik gegenüber einem Schmählied aus dem Bergell zu verteidigen. «La chianzun dalla guerra dagli Chiansté da Müs», das Lied vom Müsserrieg, wird so zum ersten bekannten literarischen Erzeugnis, das engadinromanisch geschrieben ist. Doch wäre es heute wohl zur romanischen Gelegenheitsdichtung zu zählen, wenn die Muttersprache nicht durch die Reformation eine Aufwertung erfahren hätte, die sie zum wichtigsten Bindeglied zwischen Unterweisendem und Unterwiesenen werden liess. In diesem Sinn verwendet sie Travers, als Anhänger und Förderer der Reformation auch später für seine geistlichen Schauspiele. Er dramatisiert die Geschichte des Patriarchen Joseph und lässt das Stück unter seiner Leitung bei gewaltigem Zulauf 1534 in Zuoz aufführen. Dabei handelt es sich, wie dies Chiampel bezeugt, um die erste dramatische Aufführung nicht nur fürs Engadin, sondern für das ganze Gebiet der Drei Bünde. 1542 folgt «La Histoargia dalg filg pertz», die Geschichte des verlorenen Sohnes, und, 1547, ein weiterer «Joseph». Es sind dies die nicht zu unterschätzenden Wegbereiter für das Werk, das als erstes Druckerzeugnis die durch die Reformation verbreitete Neueinschätzung der Muttersprache wirklich zu festigen vermag, die Wegbereiter für das 1560 erscheinende Neue Testament in der Oberengadinischen Uebersetzung von Jachian Bifrun. Philip Gallicius, der sprachkundige Reformator, ein Verwandter des Lemnius, bemerkt dazu in einem Brief an die Engadiner Jugend, der dieses Werk einleitet: «Par quael nus tuots dain ingrazchier dieu, quael chi amiauelmang huossa fauella cun nus ilg nos plêd, sco el er in tuots ôters pajjas fo, darum wollen wir alle Gott danken, der jetzt freundlich in unserer Sprache zu uns spricht, wie er dies auch in andern Ländern tut.» Wie Gallicius mag es auch den Lesern seiner Einleitung gegangen sein, auch ihnen schien die Muttersprache auf eine Stufe gehoben, die nun doch annähernd jener der andern Sprachen glich. Der Verfasser der bewundernswerten Uebersetzung, der Jurist und Notar Jachian Bifrun aus Samedan, war vor der sich selbst gestellten Aufgabe nicht zurückgeschreckt. Die in Gelehrtenkreisen sicher allgemeine und von Aegidius Tschudi 1538 ausgedrückte Auffassung, dass «man Churwelsch nit schryben kan», vermochte ihn von seinem Vorhaben nicht abzuhalten. Im Gegenteil. Seine meisterhafte Uebersetzung bezeugt nicht nur volle Beherrschung, sondern — und dies versteht sich bei einer Kleinsprache nicht von selbst — auch volles Vertrauen zum sprachlichen Instrument, ein Vertrauen, das wohl zunächst genährt wird von der religiösen Aufgabe, die der Sprache zugeordnet ist. — Gleiche Geisteshaltung veranlasste den Reformator und Historiker Durich Chiampel aus Susch den Psalter und geistliche Lieder unterengadinromanisch zu fassen, und das Werk 1562 herauszugeben. Die deutliche Antithese zwischen Gut und Böse, die dem Weltbild dieses Mannes zugrunde liegt, die kämpferische Frische, das Bewusstsein seiner Verantwortung als religiöser Erzieher finden in der herben Schönheit seiner Sprache ihre Entsprechung.

Ist es da verwunderlich, wenn auf solch zündenden Anfang im Laufe des 17. Jahrhunderts weitere bedeutende und weniger bedeutende Werke folgen: Die oberengadinische Fassung des Buches Jesu Sirach durch Lüci Papa aus Samedan (1613), die unterengadinische Uebersetzung der Genesis (1657) und des Exodus (1662) durch Joan Pitschen Salutz aus Lavin, das Neue Testament von Gian Luzi Gritti (1640), die Psalmen und geistlichen Lieder Lurainz Wietzels aus Zuoz (1671) und endlich die gesamte Bibelüber-

Bild 96

Schlichter Innenraum der Ende des 15. Jahrhunderts von Steffan Klain erbauten gotischen Friedhofkirche San Peter ob Samedan. Die in Stein gehauenen Wappen betreffen grösstenteils die alten Engadiner Geschlechter von Planta und von Salis



setzung durch Vulpius und Dorta im Jahre 1679. Doch zeigt sich besonders in den letzten zwei Werken, dass Zweifel am sprachlichen Instrument dem natürlichen Erfassen seiner Struktur langsam den Platz streitig machen, ist doch in der Einleitung zur Bibelübersetzung von der «scarsdà da nossa Lingua», von der Armut unserer Sprache die Rede. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass solche Zweifel erst dann Nahrung finden können, wenn die Kraft einer geistigen Bewegung sich zu erschöpfen beginnt.

Jedenfalls spürt man nichts davon in der fünf Jahre nach dieser Feststellung erschienenen «Philomela», einer Sammlung geistlicher Lieder von Johannes Martinus und seinem Vater Martinus ex Martinis. Man darf dabei aber nicht ausser acht lassen, dass ein neuer Impuls das alte Thema der Religion erfrischt und durchdringt. Es ist dies die Kraft des Freiheitskampfes. Die geschichtliche Entwicklung Graubündens hatte die Freiheit zu einem immer wieder zu erkämpfenden Gut gemacht. Der Dreissigjährige Krieg hatte Graubünden in die grössten Wirren gestürzt. Zudem hatten sich die Unterengadinergemeinden erst im Jahre 1652 endgültig von der Herrschaft Oesterreichs loskaufen können. Diese Erfahrungen erzeugen die Weite der Inspiration, die viele dieser Lieder kennzeichnet. — Jubelnde Freude zum Lob der Schöpfung, frohe Dankbarkeit und Siegesstolz im Ge-

denken an die erworbene Freiheit, das sind nur zwei der neuen Akzente, die manchem dieser packenden Lieder eigen sind. Eine Strophe aus dem Freiheitslied, aus der «Canzun davart la libertad da nossas trais ligias» möge dies bezeugen:

Tü poust semnar, tshuncar, manar,  
poust dir l'ais mieu, quai Dieu am dà  
far tias lavours lapro cantar,  
quai fa la noebli LIBERTAT.

(Du kannst säen, das Korn schneiden und es einbringen / du kannst deiner Arbeit nachgehen und dabei singen / du kannst sagen, mir gehört dies, das gibt mir Gott / dies alles bewirkt die edle Freiheit.)

Neben diesen kräftigen, begeisternden Liedern fallen die späteren Erzeugnisse dieser Art eher ab. Nicht dass im weiteren Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts wenig gedruckt worden wäre, doch scheint es, dass der Sinn für das Grundlegende sich nach und nach verliere, dass man nicht mehr wirklich aus dem Vollen schöpfen könne, aus geschichtlichen Bewegungen, die dieselbe zündende Kraft in sich haben, wie die Bestrebungen um politische Selbständigkeit oder die Reformation. Diese Lage dauert bis ungefähr Mitte des 19. Jahrhunderts an.



Bild 97 Charakteristischer Dorfplatz in Guarda, umrahmt von schönen, mit reichen Ornamenten verzierten Engadinerhäusern

Die dort einsetzende, neue Richtung des engadinischen Geisteslebens und besonders der Literatur verdankt wiederum äusseren Impulsen ihre Entstehung. Doch hätte sie wohl nicht jene Ausmasse angenommen, wenn nicht eine innere Entwicklung eine Atmosphäre besonderer Empfänglichkeit für diese äusseren Impulse geschaffen hätte.

Die Anfangsgründe dieser inneren Entwicklung gehen aufs 16. Jahrhundert — und früher — zurück und sind in der damals immer stärker zunehmenden periodischen Auswanderung der Engadiner zu suchen. Dokumente aus dem Friaul bezeugen, dass seit dem 14. Jahrhundert Engadiner dort ansässig waren. Die Emigration gehört, zusammen mit der landwirtschaftlichen Betätigung der Bevölkerung und dem Transitwesen zum Bild des Kampfes um die Existenz in einem Tal, in dem sich die Bewohner nur durch die Verbindungen nach aussen den Lebensunterhalt sichern können.

Besondere Anziehung übt das nahegelegene Handelszentrum Venedig auf die Engadiner aus. Dorthin, in dieses kosmopolitische Zentrum, wo die Möglichkeiten eines guten Verdienstes zur Genüge vorhanden sind, ziehen sie zunächst hin, als Schuster, als Glaser, als Zuckerbäcker und Liquoristen. Die politische Lage war für die Emigranten besonders günstig. Der Freistaat der Drei Bünde war seit 1512, seit der Eroberung des Veltlins, Grenznachbar der Serenissima Repubblica di San Marco. Diese sah sich durch die zunehmende spanische Macht in Mailand zu einer politischen Annäherung an die Bünde gezwungen. Im Jahr 1603 wird das venezianische Bündnis abgeschlossen. Für Venedig bringt es das Recht der Anwerbung von 4000 bis 6000 Söldnern aus Bünden, für die Emigranten die Niederlassungs- und Handelsfreiheit in der Terra ferma. So bilden sich in der Zeit, da der österreichische Oberst Baldiron

plündernd und brandschatzend mit seinen Truppen durchs Engadin zog, ganze Kolonien von Auswanderern in Venedig, Padova, Brescia, Treviso und andern Städten. Mit der Einfuhr des Kaffees in Italien, um 1640, zeigen sich für den Unternehmegerist der Auswanderer neue Möglichkeiten und sie eröffnen als erste in Venedig — und wahrscheinlich in Europa — Gaststätten, in welchen Kaffee ausgeschenkt wird, eigentliche Kaffeehäuser. Wenn die ersten Emigranten — vielleicht als Schuster — im Herbst das Tal verliessen und im Sommer, für die Zeit der Heuernte wieder zurückkehrten, so währte ihre Abwesenheit vom Dorf nun länger. Doch, sie kehren zurück und bringen mit dem Wohlstand auch einen gewissen Sinn für verfeinerte Sitten ins Dorf. Sie holen sich gleichzeitig ihre Lehrlinge, ihre Gehilfen. Ankunft und Abreise der Emigranten lassen — wie die Anwerbung der Söldner — die Dorfbewohner etwas vom Atem der weiten Welt spüren, und immer weitere fühlen sich von den neuen Möglichkeiten angezogen. Durch die besonderen Vergünstigungen, die Venedig den Bündnern zugestanden hatte, wurde ihre Stellung immer stärker, so dass sie nach und nach in den Zünften der Liquoristen, der Zuckerbäcker und der Kaffeehausbesitzer die Mehrheit inne hatten. Und dies respektable Mehrheiten! Von den im Jahre 1704 verzeichneten 104 Zuckerbäckerläden waren 95 in Händen von Bündnern, grösstenteils Engadiner. Verständlich, dass dies bei den einheimischen Gewerbetreibenden Unwillen erweckte. Und so setzte man den protestantischen Bündnern über eine Art Inquisition, mit Namen Magistrato degli Esecutori contro la Biastemia, Schwierigkeiten in den Weg. Doch wussten sich die Bündner durch Vermietung ihrer Geschäfte aus der Affäre zu ziehen, wohl wissend, dass der Senat sich aus politischen Rücksichten scheuen würde, sie aus dem Land zu weisen. 1764 waren

jedoch solche Rücksichten nicht mehr am Platz. Bündner Politiker hatten durch den geheimen Abschluss des Mailänder Kapitulation Venedig eine empfindliche politische Schlappe zugefügt und die Serenissima zögerte nicht, 1764 mit der Kündigung des Bündnisses und 1766 mit der Ausweisung aller Bündner zu antworten.

An die 3000 Auswanderer — der grösste Teil davon Engadiner — sahen sich ihrer Erwerbsquellen beraubt und kehrten vorübergehend in ihre Heimat zurück. Mit ungebrochenem Unternehmergeist zogen sie aber erneut aus und gründeten neue Geschäfte, vorab Kaffeehäuser, aber auch Lebensmittelgeschäfte, in ganz Italien, in Frankreich, in Deutschland, in den nordischen Staaten, in Polen und Russland. Die Erfahrungen mit der Serenissima mochten den Hang, die Bindungen zum Heimatdorf nicht abbrechen zu lassen noch verstärkt haben. Jedenfalls kehren die meisten Auswanderer periodisch wieder in die Heimat zurück und hoffen, dort in der Gemeinschaft des Dorfes, ihren Lebensabend verbringen zu können. — Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nimmt die Emigration immer grössere Ausmasse an. In Silvaplana sollen um diese Zeit 28 Zuckerbäckerfamilien gelebt haben, wobei sich 66 ihrer Familienmitglieder im Ausland aufhielten, mehr als ein Viertel der damaligen gesamten Einwohnerschaft des Dorfes. Es gab Dörfer, deren Emigranten gewisse Gegenden bevorzugten, so Sent in der Toscana, Scuol Trieste. Oft geschah es, dass sich mehrere Familien am ausländischen Geschäft beteiligten, oft entstanden auch Kooperativgesellschaften, wodurch der in der Bauerngemeinde stark entwickelte Sinn für das gemeinschaftliche Vorgehen auch hier seinen schönsten Ausdruck findet. Diese Lösungen ermöglichten dem einzel-

Bild 98 Spinnrad, alte Truhe und Kuhglocke mit reichbesticktem Gurt in einem Engadiner Heim

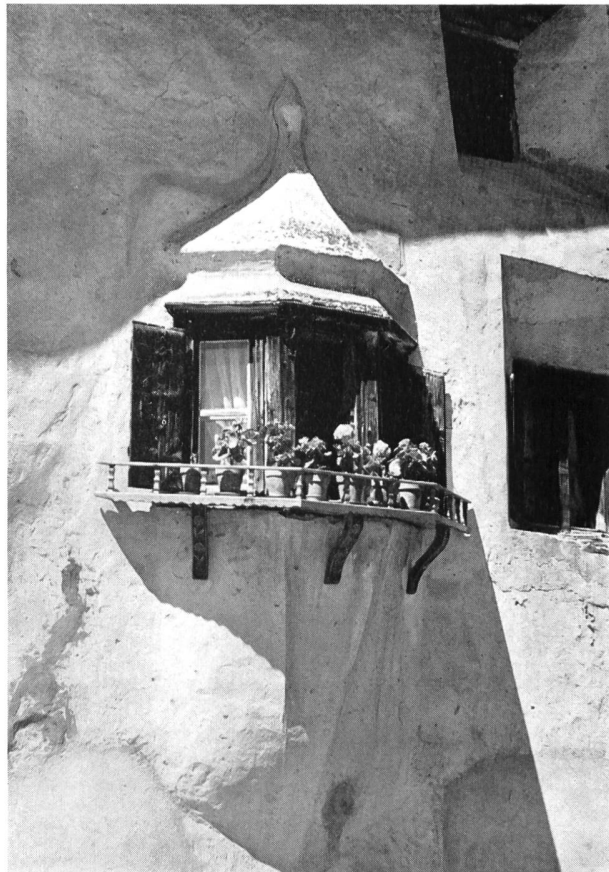


Bild 99 Reizvoll gestalteter Erker in Ftan

nen Auswanderer, seine schwere Arbeitslast von Zeit zu Zeit einem Kompagnon zu übergeben und sich für einige Monate, vielleicht auch für ein Jahr und mehr zu seiner Familie ins Heimatdorf zurückziehen.

So formt die Auswanderung in Jahrhunderte dauernder Entwicklung einen Menschen, der sich aufs stärkste mit dem Heimatdorf, dem Heimattal, seiner Lebensweise und seiner Gemeinschaft verbunden fühlt, der aber gleichzeitig eine wache und intensive Beziehung zum Ausland, zu seinen politischen und geistigen Strömungen unterhält.

Die Auswanderer sind es denn auch, die der Literatur des Engadins seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine neue Richtung geben und sie von der ziemlich ausschliesslichen Beschäftigung mit Politik und Religion loslösen. Es beginnt hier jene Epoche, die ich die epische nennen möchte. Nicht der Form, sondern der Geisteshaltung wegen. Die Romantik und wenig später der Nationalismus stellten die Beziehung zur heimatlichen Scholle in ein neues Licht. Man besinnt sich aufs Eigene, man beginnt es zu schätzen, bewusst zu lieben. Die Emigranten fühlen sich von dieser Geisteshaltung besonders angesprochen. Für sie, die nach strenger Arbeit die Zeit der Ruhe und Erholung im Engadin verbringen, wird die Lebensweise und die Tradition im Tal des Inn zum Idealbild, das sie zu loben, zu besingen beginnen. Vorab Gian Battista Sandri aus Samedan, der an die Tradition des sich im Engadin grösster Beliebtheit erfreuenden Volksliedes anknüpft und Tanzanlässe, «Spinnstübe» mit ihrem neckischen Treiben zwischen Buben und Mädchen, dann Gemeindewahlen, auch etwa den Abschied des Emigranten von seiner Geliebten zum Anlass für eine ebenfalls im Volkston gehaltene, fröhliche Dichtung nimmt. So auch später Simeon Caratsch aus S-chanf, der bereits einen leicht neckischen humoristischen Ton an-



Bild 100  
Bei alten Engadinerhäusern im Unterengadin — hier handelt es sich um ein Haus in Scuol/Schuls — ist noch da und dort der Brotbackofen sichtbar, dessen Ausbuchtung deutlich die Hausfassade durchbricht

schlägt, wenn er die Anlässe und Feste in seinem Heimatall beschreibt — in seinem Tal, das zu jener Zeit vielleicht, besonders das Oberengadin, seine fröhlichste, glücklichste Zeit erlebt. Darauf deutet jedenfalls auch die Prosa des Giovanni Mathis aus Schlarigna hin, der in «Amiczcha ed amur» und in seinen «Algords» das Leben in der Gemeinschaft des Dorfes besingt, das Leben mit seinen aus der bäuerlichen Beschäftigung und aus der Politik herauswachsenden grösseren und kleineren Festlichkeiten, ein Leben, das das genaue Gegenteil dessen darstellt, was der Engadiner, wie eingangs dargelegt, mit «suldüm» bezeichnet.

Intimere Züge weist die lyrische Dichtung eines Conradin de Flugi aus St. Moritz auf. Der religiösen Tradition seines Tales verpflichtet, zeichnet er in feinem, ja zartem volkstümlichen Ton das Bild des Menschen, der sich in demütiger und dankbarer Ergebenheit der Fügung Gottes anheimstellt. Gian Fadri Caderas aus Zuoz bringt in seinen Versen als erster das Romantisch-Weiche, das Gefühlsbetonte, das Heimweh des Emigranten zum Ausdruck. Nicht mehr Heimweh in diesem weichen Ton, sondern eher Verbundenheit und Liebe zum eigenen Tal, dessen Geschichte man erforscht hat und nun miterlebt, prägt die Dichtung von Bundesrichter Andrea Bezzola aus Zernez und jene von Gu-

dench Barblan aus Vna. Sie schenken denn auch dem Engadin einige der noch heute meist gesungenen, schönsten Heimatlieder, darunter Gudench Barblans «Chara lingua da la mamma», das dann von Robert Cantieni vertont wurde. Chasper Po aus Sent bringt in seinen Gedichten eine weitere charakteristische Saite der engadinischen Tradition zum Erklingen: das Schalkhafte, das Spielerisch-Maliziöse. Zaccaria Pallioppi, der Jurist aus Schlarigna, sammelt — neben seiner dichterischen Tätigkeit — das Material für sein grosses engadinerromanisches Wörterbuch, das, von seinem Sohn vollendet, 1895 und 1902 in Samedan erscheint.

Ganz dem eigentlich dichterischen Ausdruck fühlt sich aber erst Peider Linsel aus Sent voll verpflichtet. In seinen Gedichten, hauptsächlich in diesen, weniger in seiner Prosa, ringt Linsel um den künstlerischen Ausdruck in jener Sprache, die er glühend liebt, und die er nach und nach zu meistern versteht. Ganz neue Akzente verleiht er ihr, die in ihrer Unverbrauchtheit und Frische dem Dichter so vieles zu bieten hat. Neue Perspektiven bietet ihm die uralte Tradition des Tales, welche dichterisch sozusagen unangestastet ihm, dem Verstehenden, zur Verarbeitung vorliegt — So entstehen Gedichte, die ihn als feinsinnigen Lyriker darstellen. Dem wachen Auge des Dichters entgehen aber an-



derseits auch die Gefahren nicht, die der Kultur des Engadins und ganz Romanisch Bündens mehr und mehr drohen. So wird er — wie die in jener Zeit gegründeten kulturellen Vereinigungen und Gesellschaften — auch zum Mahner, der die Romanen zur Abwehr auffordert. In einem seiner bekanntesten Gedichte vergleicht er das Schicksal des Rätoromanischen mit jenem des Arvenwaldes von Tamangur. Er stellt sich vor, welches Ausmass ehemals dieser Wald hatte, von welchem zuhinterst im Val S-charl nur noch einige einzelne, verwiterte, uralte Arven zurückgeblieben sind. Er sucht nach Gründen für das allmähliche Verschwinden dieses stattlichen Waldes. Er beschreibt das mutige Trotzen der Arven, die, der ehemaligen Einheit beraubt, sich einzeln zum Kampf stellen müssen. Der gegenwärtigen Lage misst er, in seiner Vorliebe für weite Zeiträume, nur geringe, episodenhafte Bedeutung zu. Er schaut zurück auf bereits feststehende Tatsachen, er schaut bange in eine mögliche Zukunft. So wie diesem ehemals stattlichen Wald ist es dem Rätoromanischen ergangen, seit es durch prägende geschichtliche Ereignisse auf jenes Gebiet zurückgedrängt wurde, das grosso modo noch heute als Bündnerromanisch betrachtet wird. Und die Entwicklung geht in derselben Richtung weiter. Die ständige Bedrohung von aussen hat nicht nachgelassen, und das immerwährende Abbröckeln kleiner, aber bedeutsamer Grenzgebiete zugunsten des Deutschen hat sich nicht verlangsamt. Doch schliesst Lansel sein Gedicht nicht mit dem trostlosen Ausblick auf die Zukunft, nein, er fordert die Romanen auf, durch willentliches Eingreifen und mutiges Handeln in der Gegenwart das mögliche Bild der Zukunft hinauszuschieben, abzuwenden. Das Erbe der Vergangenheit und das mögliche Bild der Zukunft seien den Romanen Mahnung und Verpflichtung.

Wie in der Gestalt Lansels, so sind von nun an auch in der Entwicklung der engadinischen, ja der gesamten bündnerromanischen Kultur, diese zwei Seiten zu erkennen. Einerseits die Bemühungen um die Erhaltung der Sprache im Rahmen des Möglichen, andererseits die Bemühungen um den schriftstellerisch-künstlerischen Ausdruck in dieser Sprache. — Aus der epischen Epoche ist so jene Erneuerungsbewegung entstanden, die das 20. Jahrhundert in der romanischen Sprache und Kultur kennzeichnet.

Es würde zu weit führen, wollte man den Einsatz um die Erhaltung der Sprache in seinen einzelnen Phasen verfolgen, angefangen bei jenem grossangelegten rätoromanischen Idiotikon, dem Dicziunari rumantsch grischun, über die Bereitstellung von praktischen Wörterbüchern und Grammatiken bis zur Neuübersetzung der gesamten Bibel und der Redaktion der neuen romanischen Schulbücher. Das meiste davon wäre, trotz allem guten Willen, von den Romanen allein, ohne die aktive Sympathie seitens der Mit eidgenossen, ohne die Unterstützung durch Bund und Kanton nicht zu tragen. Und die Romanen wissen der Eidgenossenschaft und dem Kanton Graubünden Dank für ihre Hilfe.

Mit gleichem Elan wie für die Spracherhaltung bemüht man sich auch um den sprachlich-künstlerischen Ausdruck. In der Lyrik, dem Beispiel Lansels folgend, Artur Caflisch aus Zuoz, Jon Guidon aus Zernez, Tista Murk aus Münstair, jeder in seiner unverkennbaren, persönlichen Note. Mit der humoristischen Saite — Saite im wahrsten Sinne des Wortes — fühlen sich Eduard Bezzola aus Zernez und Men Rauch aus Scuol aufs stärkste verbunden. Beide schenkten denn auch dem Engadin einige seiner köstlichsten Chansons. — In der Prosa, welcher Giovannes Mathis fürs Ober-

Bilder 101 und 102 Der uralte Brauch des Frühlingseinläutens am 1. März — der von den Engadiner Schulbuben stets so ersehnte Chailanda Marz — geht vielleicht auf das römische Neujahrsfest zurück. Es handelt sich um einen der wenigen Bräuche, die sich im ganzen Engadin noch erhalten haben. Das Tragen der Kuhglocken und das monatelang trainierte Peitschenknallen gehören zum besonderen Stolz.





Bild 103 Beispiel einer besonders schönen Engadinerstube mit reichem Intarsienschmuck im Haus Gensler in Samedan; typisches Buffet mit Handwaschbecken und Wasserbehälter aus Zinn

engadinische und Gudench Barblan, neben Balsler Puorger, fürs Unterengadinische eine erste Richtung gegeben hatten, folgt zunächst Schimun Vonmoos, der Pfarrer aus Ramosch. Er versteht es, in seinen von feiner Ironie getragenen Erzählungen das Element der burlesken, humorvollen mündlichen Erzählertradition mit der religiösen, besinnlichen Richtung der älteren Literatur zu einer glücklichen Synthese zu verbinden. Eine ähnliche Wirkung erreicht Ursina Clavuot, mit ihren Erzählungen, in welchen die Verbundenheit ihrer Gestalten mit der früheren Tradition der Oberengadiner in feinsten Weise durchschimmert. Von psychologischen Problemen, besonders im Zusammenhang mit dem Menschentypus des Auswanderers, fühlt sich Selina Chönz aus Samedan/Guarda in besonderer Weise angezogen.

So entstehen hauptsächlich in der Prosa, aber auch in der Lyrik Bilder, die die unverkennbaren Züge der engadinischen Landschaft, der Dorfgemeinschaft und der einzelnen diese Gemeinschaft bildenden, trauten und charakteristischen Gestalten in sich tragen.

Indessen hatten aber zwei Weltkriege Europa erschüttert. Eine neue Lage stellte sich ein. Ein neues Weltbild entstand. Und auch für das Engadin und für seine durch die romanische Sprache getragene Kultur hatte sich, wie für ganz Romanisch Bündens, eine neue Lage herausgebildet. Eine Lage, die besonders in den letzten zwei Jahrzehnten dem besorgten Beobachter mehr und mehr etwa das nun folgende Bild bietet.

Musste man früher, vor ungefähr hundert Jahren, als der Fremdenverkehr Bündens Täler eroberte, hauptsächlich von einer äusseren Bedrohung der Sprache und Kultur reden, so muss man heute von einer nicht weniger kritischen Bedrohung von aussen sprechen, aber auch von der Gefahr einer inneren Aushöhlung. Die Bedrohung von aussen hat andere Formen angenommen. Ferienhäuser werden neben Hotels, wie überall, so auch in romanischen Dörfern errichtet; es entstehen fremdsprachige, neue Dorfteile. Gute Verdienstmöglichkeiten locken viele Fremdsprachige in die romanischen Fremdenverkehrszentren. Auch beim Engadi-

ner, und bei allen Romanen, hat sich inzwischen einiges geändert. Sprachen sie vor hundert Jahren neben ihrer Muttersprache noch Schriftdeutsch — die Auswanderer vorwiegend noch Italienisch —, so gibt es heute wenige, die nicht Dialekt können. Man könnte überspitzt formulieren und feststellen, der Engadiner und der Romane seien nun beinahe bilingue geworden. Wie soll sich die Assimilation der Zugewanderten verwirklichen, wenn der Romane sich der Sprache der Zugewanderten mit Leichtigkeit bedient? Die andere Gefahr, jene der inneren Aushöhlung, wie sie in allen Bergtälern allgemein ist, wird vor allem durch die stetige Abwanderung gekennzeichnet, durch eine Abwanderung, die hauptsächlich die heranwachsende Jugend erfasst. Anstelle desjenigen, der auswanderte, mit seinem Dorf und seiner Gemeinschaft lebendige Verbindung aufrecht erhielt, später heimkehrte und vielleicht sogar seine frühere Tätigkeit in der Landwirtschaft in kleinem Masse wieder aufnahm, ist derjenige getreten, der abwandert und der angestammten Sprach- und Kulturgemeinschaft entfremdet wird. Man ist versucht, neben der allgemeinen Prosperität auch den Zerfall der alten Dorfgemeinschaft als einen wichtigen Grund für diese Entwicklung zu betrachten. War früher der Bauernstand — zusammen mit den Auswanderern — Träger des sprachlichen, politischen und kulturellen Lebens im Dorf, so ist er heute durch eine gemischte Gesellschaft ersetzt, in welcher dem Bauernstand oft eine zahlenmässig untergeordnete Bedeutung zukommt. Der frühere Jahresablauf im Dorf, mit seinem gesunden Rhythmus und seinen aus der Arbeit und aus dem politischen Leben herauswachsenden Sitten und Festlichkeiten ist gestört, ist seiner Begründung beraubt. Die alte Ordnung weicht, eine neue ist noch nicht an ihre Stelle getreten. Bedeutete dem Dorfbewohner früher die kleine Gemeinschaft des Dorfes eine traute Welt, so wird sie heute vielfach als beengend, als langweilig empfunden.

Das neue Weltbild, die veränderte innere und äussere Lage des gesamten bündnerromanischen Gebietes hat denn auch in der weiteren schriftstellerischen Tätigkeit der Engadiner seinen Niederschlag gefunden. In der Lyrik verarbeitet Andri Peer aus Lavin mit kraftvoller Frische und sich ständig erneuernder Sprach- und Wortgestaltung die modernen Formtendenzen der Weltliteratur und verbindet sie, besonders in seinen letzten Gedichtsammlungen, mit der thematischen Tradition seines Tales. Ihm folgt Luisa Famos, die in zarterer Intonation die Stellung des Einzelnen im modernen Leben zum Ausdruck bringt, des Einzelnen, der suchend einen festen Halt in seinem Dasein ersehnt. Auf dem Gebiet des Dramas hatte Giovanni Mathis im 19. Jahrhundert den Anfang gemacht, gefolgt von Eduard Bezzola. Ihre Themen schöpften sie beide aus dem kleinen Alltag der Familien- und Dorfgemeinschaft. Heute geben Jon Semadeni, Men Gaudenz, Tista Murk und A. Wyhler dem Drama jene Aktualität, die diesem ausgezeichneten Kulturträger in der Gemeinschaft zu-

kommt. Der oberengadinischen Prosa gibt Reto Caratsch mit seiner spritzigen Satire zum rätoromanischen Kulturleben eine neue, erfrischende und moderne Richtung. In der unterengadinischen Prosa setzt sich — neben Andri Peer — besonders Cla Biert aus Scuol in seinen Erzählungen und in seinem 1962 erschienenen Roman mit der modernen Formgebung und künstlerischen Gestaltung eines Stoffes auseinander, wie er ihm in der Engadiner Dorfgemeinschaft in all ihren Bereichen entgegentritt.

So bringt diese jüngste Epoche in der kulturellen Entwicklung des Engadins, wie im Alltag, so auch im schriftstellerischen Gestalten, einen sehr intensiven Kontakt mit den modernsten äusseren Strömungen und damit auch eine vertiefte Auseinandersetzung mit der eigenen Entwicklung, ein vertieftes Verstehen des Eigenen. Dadurch entstehen hie und da Bilder, die der alpinen Kultur Europas — die auch in andern Sprachen eher selten schriftstellerisch gestaltet worden ist — in gültiger Weise Ausdruck verschaffen.

Doch bleibt auch die besondere innere Lage — wie sollte es anders sein — nicht ohne tiefere Auswirkungen. In nicht zu überhörender Weise tritt in den Werken dieser jüngsten Schriftstellergeneration — besonders bei Cla Biert und Luisa Famos — das Thema der Stellung des Einzelnen in der veränderten Welt, das Thema des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft in den Vordergrund. Und nicht selten wird — neben kräftigen, fröhlichen und farbigen Beschreibungen — in diesem Zusammenhang auch ein Bild entworfen, eine Atmosphäre wiedergegeben, die derjenigen entspricht, die der Engadiner mit «suldüm» zu bezeichnen pflegt. Doch nur selten und vereinzelt, aber klar und deutlich — und dann sprudelt wieder das Leben empor.

Dies mahnt zum Aufsehen. Dies mahnt ebenso sehr wie jener Wald zuhinterst im Val S-charl. Es mahnt verhaltener. Sicher, jeder Mensch des 20. Jahrhunderts trägt ein wenig die Empfindung der «suldüm», der Verlassenheit, in sich. Doch im Rahmen der Geistesgeschichte und der Kultur des Engadins enthält diese Empfindung auch die deutliche Aufforderung, das Besondere, das Wesenhafte dieser Kultur, so weit dies erreichbar ist, in jener Frische zu erhalten, die ihr auch weiterhin ermöglicht, Neues in der ihrer Gemeinschaft eigenen Weise zu verarbeiten und zu formen.



Bild 104 Altes Siegel des 1367 in Zernez und Chur geschlossenen Gotteshausbundes

# Furnatsch

Wenn du noch zu hören verstehst,  
so tönt der Felsenmund  
von einer einsamen Stimme.  
Sie entsteht in der Augustnacht,  
die trunken ist von windbewegten  
Heuwiesen  
und vom Klatschen springender  
Forellen.

Sie steigt auf in der Höhle  
mit dem Geruch von Farn  
und Isländischmoos,  
drehend in dünner Spirale  
einen Rauch voller Zeichen.  
Arme verwirrte Stimme,  
die aus dem Grün sich heraus-  
windet.  
Sie richtet auf im Dämmer  
ihrer wahrhaftigen Schmerzen  
feurige Kelche.

Rätische Sibylle, Waldweib,  
du hütest unter starren Fingern  
die glimmende Sage  
deiner Dunkelheiten.  
Oh Furnatsch, opfergesättigt,  
von welchem geschändeten  
Tempel  
zerstückelte Glieder?

An Quadern, Gewölbe und Wand  
sägt der Inn,  
und aus der gähnenden Tiefe  
widerhallt sein Lied,  
das Lied des Maurers und  
Zimmermanns,  
mit den Geigen von Sand  
und dem Baß des Hochwassers.  
Hört, hört, hört,  
was ich für ein Schaffer bin.

(Aus dem Brief des Dichters an den Redaktor)

ich freue mich, Ihnen in der Beilage ein Gedicht in ladinischer Sprache vorzulegen, das ich für eines meiner besten halte. Den Anreiz dazu gab ein Besuch der Innschleife unterhalb von S-chanf, eine Landschaft, die mich in ihrem prähistorischen Zauber tief beeindruckte und auch später stark beschäftigte. Sie hat einen mythischen Kern, den ich in meinen Versen beschwören möchte, Erinnerung an ein verschollenes Heiligtum, mächtige Naturphänomene, die Musik des Wassers und des Windes. Leider ist der Ort, wie Sie vielleicht wissen, durch den Bau der Engadiner Kraftwerke in Mitleidenschaft gezogen worden, doch das erhöht m. E. nur seine Würde – mit anderen Worten – wir

Lärchen  
am Rande des Felsens  
erbeben von Weissagung.  
Sie breiten, breiten  
ihre Leuchter-Arme aus  
und hören auf die Klage  
der Pilgerinnen,  
die kommen und gehen,  
unverweilt,  
rinnende, schäumende,  
unter dem Schleier  
ihres raschen Tanzes.

Der Wind stößt mich  
gegen die Schwelle, ich folge.  
Die Räume atmen  
einen tiefen Sinn.  
Welcher Gott sucht mich?  
Ich erschauere, stehe  
und lasse mein Ohr  
auf dem feuchten Sand.

Jenes Rauschen  
bis hinaus zum Meer,  
dunkle Trommel  
des Inn, der vorbeigeht  
und nie ermüdet.

Blitze treffen  
die Nacht meiner Augen.  
Mein Herz hört auf zu schlagen.  
Meine Seele nackt  
zwischen den Ufern,  
den sandigen,  
inmitten zertrümmerter  
Türme der  
Schatten.

(Deutsche Prosafassung  
von Dr. Andri Peer und Guido Schmidlin)

müssen uns immer bewusst sein, dass jeder Eingriff in die Natur eine Verantwortung mit einbezieht für Dinge, die wir vielleicht nur ahnen, die wir nicht, oder noch nicht erkennen.

Das Gedicht, im Entwurf erdacht lange vor der Verwirklichung der Engadiner Kraftwerke, hat also keine polemische Spitze: ich kann Ihnen für das Sonderheft Engadin nichts Besseres, nichts Passenderes anbieten und hoffe, dass Sie als Engadiner vom tiefen Raunen der Stimmen angesprochen werden, die wir Ladins noch hören sollten.

Als deutsche Fassung wählte ich erhöhte Prosa, was den einzig vertretbaren Weg darstellt, soll dem deutschsprachigen Leser das Verständnis des romanischen Textes einigermaßen erschlossen werden.

# Furnatsch

Amo scha tü sast tadlar  
resuna la bocca dal grip  
d'üna vusch be suldüm  
chi nasch'illa not d'avuost  
aivra da fains muantats  
e sflatschöz da forellas

Ella crescha aint il cuvel  
cun l'odur da föglia d'serp  
e d'erba schmaladida  
serpagiond in stiglia spirala  
ün füm d'insainas –  
Povra vusch cuntriada  
chi's sduv'our dal verd  
Ell'alvainta illa fanzögna  
da sias döglias vardaivlas  
chalischs da fö

Sibilla retica silvana  
chürast suot marva dainta  
la palantada tschimainta  
da tias s-chürdüms  
O Furnatsch saduol d'offertas  
da che taimpel offais  
membra startagliada?

Sün quaders vout e paraid  
l'En tira la resgia  
ed aint il vöd chi suosda  
rebomba sia chanzun  
da mürader e marangun  
cun las göas da sablun  
e cul bass da l'auazun  
Tadlai tadlai tadlai  
che lavurader ch'eu sun

Larschs  
sül ur dal grip  
delireschan d'oracul  
stendan stendan aval  
lur bratscha chandalera  
tadlond il plont  
da las pelegriņas  
chi vegnan e van  
e mâ nu stan  
surriaintas s-chümaintas  
suot il sindal  
da lur aisel bal

Il vent am stumpla  
sül glim – eu sguond  
Ils spazis fladan  
ün sen profuond  
Che dieu am tschercha?  
Eu'm sgrisch eu stun  
e lasch mi'uraglia  
sül ümid sablun

Quel rumurar  
fin oura pro'l mar  
somber schumber  
da l'En chi passa  
e mâ nu's lassa

Straglüschildas stiletan  
la not da meis ögl  
Meis cour rafüda da batter  
Mi'orma nüda  
tanter las rivās  
sablunivas  
Immez sbodats  
cluchers da las  
sumbrivas

A n d r i P e e r